

Jan Petersen

Unsere Straße. Literarischer Tatsachenroman

Berlin: Jaron Verlag 2023.

Broschur, 318 Seiten, 16 Euro. ISBN 978-3-89773-977-2

Rezension von Sebastian Schweer

Mit *Unsere Straße* wurde vom *Jaron Verlag* ein „literarischer Tatsachenroman“ (so heißt es auf dem Cover) wiederaufgelegt, dessen Untertitel „Eine Chronik. Geschrieben im Herzen des faschistischen Deutschlands von 1933/34“ bereits auf seine Machart und Relevanz verweist. Der Roman gilt als der einzige antifaschistische Text, der *während* der NS-Zeit *in* Deutschland verfasst und unter großer Gefahr außer Landes geschmuggelt wurde, um im Ausland veröffentlicht zu werden und Aufklärung über die Verhältnisse in Nazi-Deutschland zu leisten.

Der Ich-Erzähler Jan ist ein aktiver Kommunist und deutlich an das KPD-Mitglied und den Vorsitzenden des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* Jan Petersen (recte Hans Schwalm) angelehnt: Sowohl in Paratexten wie auch in der Verlagsankündigung wird nachdrücklich darauf verwiesen, dass es sich bei dem Text um ein authentisches Dokument handle, dass nichts erfunden worden sei und die einzigen Eingriffe solche wären, die über die Identität der portraitierten Personen Aufschluss geben könnten. Dem Text ist eine Art Gedenktafel vorangestellt, auf der die Namen der ermordeten Arbeiter*innen chronologisch aufgelistet sind, die in Charlottenburg von den Nationalsozialisten (fast alle durch den berüchtigten SA-Sturm 33) umgebracht wurden.

Petersons Chronik ist Teil einer Tradition linker ‚Straßenromane‘ seit Klaus Neukrantz *Barrikaden am Wedding* (1930) und Willi Bredels *Rosenhofstraße* (1931). Sie setzt wenige Tage vor der ‚Machtergreifung‘ der Nationalsozialisten ein und handelt von der illegalen Arbeit der KPD, dem Heldenmut und der Opferbereitschaft der Genoss*innen, die unter Lebensgefahr etwa Parteizeitungen drucken, verteilen oder politische Plakate kleben. Der Ich-Erzähler schildert seine Erfahrungen, seine Bedenken und in seltenen Fällen auch seine Wünsche: In seiner Situation wird die Aussicht auf einen Tag am See mit seiner Geliebten zu einer fast irrationalen Verheißung. Dabei erleben wir nicht nur die subjektiv wahrgenommenen Veränderungen Deutschlands im NS-Staat, sondern der Erzähler versucht stets, die größeren Kontexte zu erfassen, Stimmen und Stimmungen der Bevölkerung wahrzunehmen und mögliche Schwachstellen im sich schnell festigenden Nazi-System auszumachen. Eindrücklich wird die sukzessive voranschreitende Gleichschaltung beschrieben, die auch vor der titelgebenden Wallstraße nicht Halt macht:

Andere Bewohner aber haben Fahnen gekauft. Dort: Die Meyers – die Radli – haben geflaggt. Die haben früher mit uns sympathisiert oder doch gefühlsmäßig zu uns gestanden. Der monatelange Terror, die vielen Verhaftungen in der Straße haben sie mürbe gemacht. Sie haben Angst vor dem Konzentrationslager. Der Matteck auch! Der bangt um seine Arbeitsstelle. Die auch – die auch. Keiner von ihnen will ‚anrücklich‘ werden. Sie sagen den Nachbarn verschämt ihre Gründe, warum sie nicht ‚auffallen‘ dürfen. Bei manchen sind sie stichhaltig, andere haben sie für ihre neue Haltung konstruiert. (128)

Der Text verschreibt sich einer absoluten Perspektivtreue, insofern die Ereignisse stets aus der Warte des Ich-Erzählers geschildert werden und dabei nie dessen jeweils aktueller historischer Kenntnisstand verlassen wird. Damit unterscheidet er sich von anderen Romanen proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*innen, in denen zumeist eine ‚objektiv‘-beobachtende Perspektive dominiert. Stellenweise ist das schwer auszuhalten, etwa wenn ein scheinbar wachsender Unmut der Bevölkerung attestiert wird oder gerätselt wird: „Hat Franz recht? Stehen wir wirklich am Beginn eines blutigen deutschen Faschismus?“ (53)

Ein großes Verdienst des Textes ist es, den heute zumeist kaum mehr bekannten Kommunist*innen zu gedenken und diese in kurzen, wertschätzenden und personalisierenden Charakterisierungen nahbar zu machen: In Tagträumen und wiederkehrenden Reminiszenzen erinnert der Erzähler sich (und damit uns Leser*innen) an die gefallenen Genoss*innen und ihre Eigenheiten. Allein deshalb handelt es sich um einen Text von großem erinnerungspolitischen Wert, der historische Niederlagen und kleine Triumphe aus der Perspektive des

anti-faschistischen Widerstands verhandelt, etwa die Wirkung von Georgi Dimitroffs legendärer Verteidigung im Reichstagsbrandprozess, den Maikowski-Prozess oder das furchtbare Schicksal Richard Hüttings, des ersten in Berlin-Plötzensee hingerichteten politischen Häftlings, und vieler weiterer Genoss*innen. Besonders interessant ist die Perspektive des Ich-Erzählers auch deshalb, weil er die kleinen und großen gesellschaftlichen Veränderungen aus erster Hand miterlebt und unmittelbar (nicht also retrospektiv) niederschreibt. So betont Petersen im Vorwort zur deutschen Ausgabe: „Die Aufzeichnungen [...] wurden gemacht, als die Geschehnisse sich ereigneten.“ (7) So sind wir als Lesende stets sehr nah am Ich-Erzähler Jan, was auch an den Passagen liegt, in denen der prekäre Schreibprozess selbst zum Thema gemacht wird: Bereits das Klappern der Schreibmaschine ist gefährlich und schließlich wird der Text so umfangreich, dass das Versteck gewechselt werden muss. Schon im Vorwort wird geschildert, dass das Manuskript des Romans schließlich in zwei Kuchen eingebacken über die Grenze in die Tschechoslowakei geschmuggelt wurde.

Deutlich wird bei der Lektüre, dass es sich um den Text eines KPD-Kaders handelt, was sich etwa in der Darstellung der vergreisten und eher ahnungslosen SPD-Genoss*innen niederschlägt, wie im einordnenden Nachwort von Eckhard Gruber hervorgehoben wird. Dennoch findet sich in der Figurenrede durchaus eine Kritik an der Sozialfaschismusthese, Sozialdemokrat*innen gelten denn auch – anders als in anderen BPRS-Romanen – prinzipiell als Genoss*innen im gemeinsamen Kampf gegen den Nationalsozialismus. Weibliche Figuren kommen im Roman nur als Randfiguren vor, obschon sie historisch ebenfalls in den antifaschistischen Kampf eingebunden waren.

Angesichts der Beharrung von Verlag und Paratexten auf der Authentizität des Geschilderten, die sich in der Tradition des BPRS verorten lässt, und obwohl vieles durchaus authentisch geschildert wird, muss man sich während der Lektüre mitunter daran erinnern, dass es sich hier um einen literarischen Text handelt, der eine politische Funktion im Ausland erfüllen sollte. Zwei Anliegen erscheinen mir hier wesentlich: Die Würdigung des heroischen Kampfes der linken Kräfte (zu denen mit Einschränkungen auch Sozialdemokrat*innen zählen) und gleichzeitig der Versuch, im Ausland auf die Gefahr und Brutalität des NS-Regimes hinzuweisen. Erste Ausschnitte des Textes wurden bereits 1935 in Paris veröffentlicht, der Roman erschien erstmals 1936 in Prag, zeitgleich also zur in Nazideutschland stattfindenden Olympiade.

Der Roman ist aufgrund der strengen chronologischen Anordnung und der klaren, zugänglichen Sprache flüssig und mühelos zu lesen, wobei eine immersive Lektüre, die durch die tagebuchähnlichen Einträge durchaus angelegt ist, durch den Kenntnisstand heutiger Leser*innen immer wieder unterlaufen wird. Dennoch entwickelt der Text einen Sog, was auch dem episodenhaften, mitunter anekdotenhaften Schreibstil geschuldet ist, der auf wenigen Seiten kleinere, häufig äußerst spannende oder bestürzende Begebenheiten aus dem (stets politischen) Alltag des Ich-Erzählers und seiner Genoss*innen schildert. Diese Form ist auch den Umständen des Schreibens geschuldet, in denen keine Narration ‚mit großem Bogen‘ produziert, sondern stets nur das Wichtigste in Eile niedergeschrieben werden konnte.

Da wir als Lesende mit jeder Seite dem Erstarken der Nationalsozialist*innen beiwohnen, ist der Text letztlich eine Verfallsgeschichte mit (für heutige Leser*innen) bekanntem Ausgang. Neben dem bereits erwähnten Einblick in das Alltagsleben im antifaschistischen Widerstand werden auch schwer zu ertragende Folterszenen geschildert – die Passage, in der ein Mithäftling Erich Mühsams über dessen Demütigungen, Misshandlungen und Folter im Konzentrationslager berichtet, bleibt eindrücklich in Erinnerung. Der Aufstieg der Nazis und das Gefühl, zunehmend in einer Falle zu sitzen, wird immer wieder durch kleine Erfolge und Triumphe der Menschlichkeit aufgebrochen und so biegt der Text nie in Resignation oder Fatalismus ab, sondern zeigt, zu was Menschen im Angesicht größter Gefahr fähig sind, aber auch, wie hoch der Blutzoll des Widerstands gegenüber dem seine Macht konsolidierenden Nationalsozialismus war.

Sebastian Schweer, Literaturwissenschaftler und Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Leibniz Universität Hannover im DFG-Projekt *Empathie und Störung. Praxen, Poetiken und Traditionen der literarischen Verhandlung von rechter Gewalt in der Demokratie*. 2022 erschien seine Monografie *Engagement und Erinnerung. Linke Geschichte in der Romanliteratur nach 1989*. Außerdem beschäftigt er sich mit Skateboard-Studies, 2014 erschien seine Monografie *Skateboarding zwischen urbaner Rebellion und neoliberaler Selbstentwurf*.